

Die Beziehungen Heinrich Zillichs zu den Banater Schwaben

Meine lieben Schicksalsgefährten aus dem Banat! An Ihrem Heimatstag, zu dem Sie aus allen Richtungen Westdeutschlands und Österreichs, aus dem Ausland und sogar übers Meer herbeigeeilt sind, die Festrede zu halten, ist für mich nicht nur eine Ehre — für die ich Ihrem Bundesvorsitzenden und Sprecher lebhaft danke — sondern eine herzbewegende Freude.

In den beiden letzten Jahrzehnten erklang bei mancher Gesamtkundgebung der Ostdeutschen mein Wort, wobei ich mich — und sicherlich auch viele von Ihnen — vornehmlich an den ersten Bundeskongreß der Vereinigten Landsmannschaften erinnere, der am 1. Juli 1951 in Frankfurt am Main stattfand, sowie an den „Tag der Deutschen“, der im September 1955 in Berlin zum erstenmal nach dem zweiten Weltkrieg Vertreter aller deutscher Länder und Stämme, außer den österreichischen, vereinigte in einem weitgehenden Bekenntnis zum **ganzen deutschen Volk, seinem Land und Recht**.

Niemals hatte ich aber, meist gerade wegen meines Ehrenamtes (Sprecher der Siebenbürger Sachsen) bisher die Möglichkeit, der stets an mich gerichteten freundlichen Einladung zu Ihrem großen Heimattreffen zu folgen, meine lieben Banater Schwaben. Und dabei zog es mich doch zu Ihnen! Es zog mich her aus einem innerlichen Grund. Ich wollte bei Ihnen sein, weil **einige meiner Vorfahren Banater Schwaben gewesen sind**. So gar meinen Familiennamen empfing ich über eine Geschlechterfolge deutscher Bauern aus der Banater Heide.

Und das kam so — wenn ich mir eine nicht ganz kurze Abschweifung erlauben darf, bei der Sie aber ein Bild Ihrer eigenen Geschichte empfangen werden — es kam dadurch, daß im Banat vor 244 Jahren ein Konrad Zillich eintraf und zum Pflug griff. Wie Sippenforscher und Heraldiker, die sich mit mir beschäftigten, später festgestellt haben, erblickte er als Sohn eines Freibauern oder gar eines Junkers — genau ists nicht ergründet — in Bliesen bei Trier oder in Bliesen in Lothringen das Licht der Welt, das ihn bald zu den Soldaten verlockte und hinaus in die gefährliche östliche Weite. Seine Sippe führte im Wappen das Fabeltier der Dichter und Wunderkundler, das **Einhorn**, das nicht schlecht zu mir paßt — bilde ich mir ein. Konrad Zillich soll als Cornet unter Prinz Eugen gefochten haben und wurde, was die Kirchenbücher schwarz auf weiß berichten, **1721 Bauer in Perjamosch**.

Seine Äcker gediehen offenbar, zweifellos gedieh seine Familie; sie verästelte sich mannigfaltig, und ein Teil, aus dem die Blutader zu mir reicht, übersiedelte bald nach Warjasch. Dort vermehrte er sich weiter und zwar so munter, daß trotz Wohlstand schließlich ein Ururenkel keinen Grund mehr erben konnte; er schnürte als Handwerker sein Bündel und mußte auf die Walz gehen. Das war mein Großvater.

Er fand seine Frau in Grimma bei Leipzig, wanderte mit ihr nach Hermannstadt und errichtete dort am Kleinen Ring vor 120 Jahren eine Werkstatt. Er war ein Träumer, aber ein sehr strenger Regent im Hause. Sein jüngstes Kind, mein Vater, wuchs also schon in Siebenbürgen auf, kannte das Banat nicht,

zog vielmehr weiter nach Osten, nach **Kronstadt**, wo er heiratete und eine Fabrik leitete. Meine mütterlichen Ahnen allesamt gehören einem alten Leineweber- und Ratsherrngeschlecht an. Von der Banater Herkunft vernahm ich als Bub kaum ein Wörtchen, und auch das klang für mich fremd, denn meine Umgebung war nichts wie siebenbürgisch.

Zum erstenmal im Banat

Mein in Warjasch geborener Großvater wäre freilich instande gewesen, mir zu erzählen, wie verschieden von Siebenbürgen das Banat ist, hätte er bloß länger gelebt. Er starb, ehe ich in der Wiege lag. So blieb mir nichts übrig, als selbst ins Banat zu ziehen, um es zu erleben. Das geschah 1919, während ich im rumänischen Heer gegen das kommunistische Ungarn marschierte. Ich bin daheim als Kind und Jüngling und danach in den letzten Jahren des Ersten Weltkriegs als kaiserlicher Soldat immer nur in Gebirgslandschaften gewesen; nun erblickte ich stauend die himmelweite Heide, das glühende Flimmern über den dunkelgoldenen Ährenfeldern, die nichts zu begrenzen schien, weder Hügel noch Wald, und ich betrat gern die ausgedehnten Gemeinden mit ihren unwahrscheinlich breiten Dorfstraßen und den bis ins Kleinste stilgleichen weißen Bauernhäusern. Nicht ohne Bauchweh lernte ich kennen, welche Fülle guter Speisen und Weine ein Gast an schwäbischen Tischen bewältigen muß. Es übertrifft die keineswegs geringe siebenbürgische Tafel- und Becherlust erheblich. Die **urdemokratischen Schwaben** verstehen, wenn es sich darum handelt, ihre ausgezeichnete Küche zu genießen, keinen Spaß; da werden sie Diktatoren, da muß zugelangt werden!

Später verstärkte sich der anfangs dünne Faden zur Väterheimat. Ich gründete die kulturpolitische Monatsschrift „**Klingsor**“ in Kronstadt, suchte mitstrebende Männer im Banat und fand sie sofort. Einer von ihnen ist hier im Saal, der treue alte Freund und Mitkämpfer **Anton Valentin**, Ihr Bundesvorsitzender, einer der verdienstvollsten Männer aus dem Schoß des Donauschwabentums.

Ich bin stolz darauf, auch den Banater Deutschen, denen 1919 eine wundervolle nationale Wiedergeburt beschieden wurde, gedient zu haben, besonders ihren literarischen und künstlerischen Bemühungen. Mit tiefer Rührung denke ich an den Besuch in Warjasch, zu dem mich die Ortsbewohner Anfang der dreißiger Jahre eingeladen hatten. Wie aus Gottes Füllhorn bekam ich auf einmal mindestens fünf Dutzend Verwandte geschenkt, wurde überströmend herzlich bewirtet, las, was man es wünschte, aus meinen Dichtungen vor, und sah die Äcker, durch die vor mehr als einem Jahrhundert meine Vorfäter den Pflug gelenkt hatten.

Gesamtdeutsche Verpflichtung

Nach dem Zweiten Weltkrieg, als sich die aus der alten Heimat verjagten und geflohenen Ostdeutschen im Westen Deutschlands landsmannschaftlich zu ordnen begannen, half ich bei meinen Heimatgenossen, den Siebenbürger Sachsen, mit und geriet dadurch sofort wieder in rege Beziehungen

zu den Banater Schwaben. Das war nicht allein für mich **selbstverständlich**, sondern für jeden Angehörigen der beiden Volksplitter, die seit 1918 innerhalb Rumäniens ungleich enger als einst im alten Ungarn miteinander gelebt, politisch gehandelt und geistig gearbeitet hatten. Das Bewußtsein gesamtdeutscher Verpflichtung ist eine der wenigen gesegneten Früchte aus der meist mit Schwierigkeiten arg belasteten und doch nicht unbesonnenen Zeit, die wir in Rumänien verbracht haben. Die Zusammenarbeit der einzelnen Siedlungsgebiete setzte sich nun im kriegsverheerten Deutschland ganz natürlich fort.

Wie in der einstigen Heimat fügte es sich, daß ich bis zum heutigen Tag für die kulturellen Dinge aller Südostdeutschen manches tun konnte. Gleichsam nach einem Gesetz meines Daseins fiel mir die Leitung einer **Kulturzeitschrift in München** zu, die sich anstrengt, etwa hundert Zeitschriften, die wir einst in Ungarn, Rumänien und Südslawien besaßen, einigermaßen und auf hohem Niveau zu ersetzen. Eine zweite Aufgabe übertrug mir die Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen, indem sie mich an ihre Spitze stellte. Damit ergab sich ein fast hautnahes gemeinsames Planen und Handeln mit den Raum-, Heimat- und Schicksalsnachbarn, den Banater Schwaben, mit Ihnen, liebe Freunde!

Diese Arbeit im Einzelnen zu schildern, wäre unmöglich, ohne zu langweilen. **Doch da heute die Familienzusammenführung als ein Menschenrecht** in den Mittelpunkt dieser Kundgebung gerückt ist, erlaube ich mir, Ihnen zu verraten, daß die Bemühungen der Schwaben und Sachsen zugunsten der Vereinigung unserer **getrennten Familien**, solange ich damit befaßt war, 12 Jahre lang also, vertrauensvoll, ungetrübt und kameradschaftlich verliefen; es war in erster Linie eine Zusammenarbeit zwischen Ihrem Sprecher Peter Ludwig und mir.

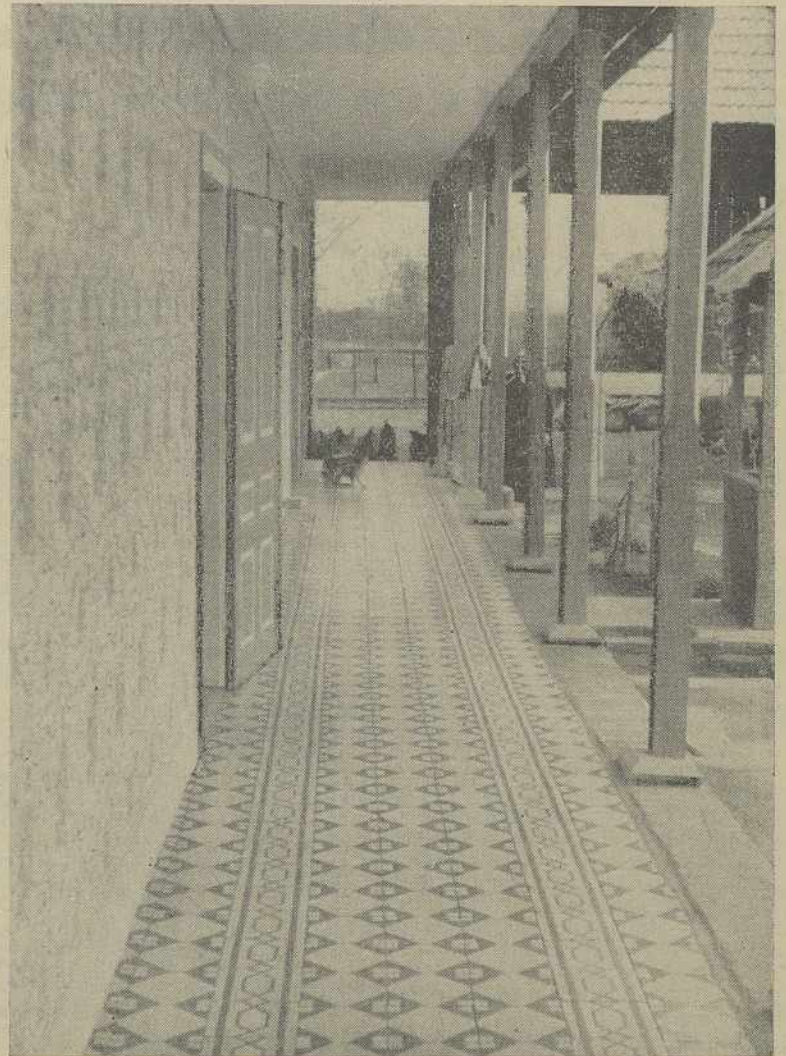
Sie sehen also, meine lieben schwäbischen Frauen und Männer: ich habe, weiß Gott, Gründe genug dafür, um mit bewegtem Herzen unter Ihnen zu weilen. Daß ich für Sie fühle und Sie nie vergesse, ist längst zu einem Bestandteil meines Lebens geworden.

Das Jahr der Menschenrechte

Der Bund der Vertriebenen erklärte das Jahr 1965 zum Jahr der Menschenrechte. Er kennzeichnete dabei die verschiedenen Arten der Verletzung der Menschenrechte, mit der immer eine Störung des Friedens verbunden ist. Daß wir aber noch nicht im Frieden leben, sondern höchstens in einem Zustand des Waffenstillstands, sieht ein Blinder, und er bemerkt auch, obwohl der Krieg, wie wir hörten, ein unsühnbares Verbrechen, zumindest bei Deutschen ist, daß an etlichen Stellen des Erdballs wacker geschossen, gestürmt, bombardiert und soldatisch gestorben wird.

Der Bund der Vertriebenen sprach deutlich aus, was die Ostdeutschen fordern.

Wir fordern die Beseitigung der Stacheldrähte, des Todesstreifens, der sich durch Deutschland wie eine Mordschlange windet und zugleich die Länder des Westens vom kommunistischen Block trennt. Wir fordern mit der Beseitigung des tödlichen Charakters dieser Grenze



Der „Gang“ eines Bauernhauses in Liebling/rum. Banat.

— die tausend Millionen Menschen einkerkert — daß der schlimmste Teil des Eisernen Vorhangs falle, die Berliner Mauer. Wir fordern **Wiederherstellung der Freizügigkeit im ganzen Abendland, Freilassung der politischen Gefangenen und, wo es nötig ist, Wiedergewährung der Glaubensfreiheit und Beendigung der Kirchenverfolgung. Wir fordern Heimkehrsrecht für geflüchtete Bevölkerungen; und für jede zersprengte Familie fordern wir, daß sie sich vereinigen dürfe, wo immer sie es will. Wir verlangen, daß Volksverschleppung und Massenvertreibung durch die Weltorganisation der Vereinten Nationen geächtet werde. Wir fordern ein europäisches und internationales Volksgruppenrecht, welches auch**

lieb bleibt, auch den Kindern, der Väter wegen.

Diese südostdeutsche Siedlungswelt war seit weit über einem Jahrhundert tödlich gefährdet vom Chauvinismus der uns benachbarten Völker. Manche der von mir aufgezählten Forderungen zur Schaffung eines friedlichen Abendlandes der Völkereintracht wurde dort ständig verletzt.

Die Umwälzung

Am 23. August 1944 streckte König Michael von Rumänien die Waffen vor den Russen und bereitete den sein Land verteidigenden deutschen Armeen eine Katastrophe, schlimmer als die von Stalingrad war. Und nun zerstört

DANKSAGUNG

Unser diesjähriger Heimattag in Schwäbisch Gmünd war trotz des ungünstigen Wetters ein schöner Erfolg.

Die Landsleute in der Volkstracht der Heimat haben der Veranstaltung das besondere, das Banater Gepräge gegeben. Ich danke ihnen wie auch allen Landsleuten, die aus nah und fern gekommen waren, um an dem Heimattag teilzunehmen.

Mein Dank gilt ebenso dem Festausschuß mit Wilhelm Reiter und Karl Junker an der Spitze, der keine Zeit und Mühe scheute, um das Fest vorzubereiten und programmgemäß ablaufen zu lassen.

Anton Valentin
Bundesvorsitzender
der LM der Banater Schwaben aus Rumänien

kleinen Gemeinschaften politische Gleichberechtigung, Selbstbestimmungsbefugnis, kulturelle und religiöse Freiheit gewährleistet.

Meine verehrten Zuhörer, wie berechtigt diese Forderungen sind, läßt sich aus der Geschichte der Banater Schwaben und der übrigen Südostdeutschen ablesen. Nicht mit dem Schwert eroberten sie vor Jahrhunderten ihre Heimat im Karpaten- und Donauland. Der alte Kolonistenspruch, einer der vielen heroischen Erfahrungssprüche unseres Volkes, lautet auch im Banat: dem ersten der Tod, dem zweiten die Not, dem dritten das Brot. **Drei Generationen** brauchte es, bis Ihre Ahnen so behäbig, wie man es gern als Wesen des Schwäbischen lobt, in den Höfen saßen, die Scheuern voll Weizen, die Fässer voll Wein.

Dieses volle, satte, manchmal etwas übersatte und dadurch den volkhafte Beharrungswillen schwächende Leben kannten die Älteren unter Ihnen noch; sie liebten es, wie man das Paradies liebt, das man verloren hat. Dieses Dasein der Fülle besteht seit 1945 nicht mehr. Die Jüngeren genossen es nie. Sie hören davon, als würden Märchen erzählt; sie wuchsen als Westdeutsche auf, bloß durch Gedanken, Bewußtsein und anerzogene Gefühle, nicht durch prägendes Erleben verbunden mit jener versunkenen Welt, die ihren Vätern teuer war und uns allen

für alle nicht geflohenen Südostdeutschen Freiheit, Eigentum, Recht, dazu die Früchte eines durch Jahrhunderte geleisteten Werks der abendländischen Kultur, aus dem sich der Fortschritt der mitwohnenden Völker genährt hatte, ja das der wichtigste Anstoß überhaupt zu ihrer **Europäisierung** gewesen war.

Ich will die Einzelheiten der hereingebrochenen Umwälzung nicht schildern. Erinnern will ich Sie jedoch an einige wenige Geschehnisse! Wissen Sie noch, wie mit dem Auftauchen der ersten russischen Abteilungen in den deutschen Ortschaften Rumäniens plötzlich seltsame Gestalten Schrecken verbreiteten, wie man Menschen zusammenfing und einsperrte? Erinnern Sie sich dann an den grauenhaften Januar 1945 als alle Frauen und Mädchen vom 18. bis zum 30., alle Männer vom 17. bis zum 45. Lebensjahr zur **Zwangsarbeit** ins Donezbecken verschleppt wurden? Viele von Ihnen, meine Zuhörer, mußten den Passionsweg mitgehen; für die meisten dauerte er fünf Jahre, und jeder Fünfte der Verschleppten starb in der Fremde. Es war ein Glück für die wehrfähigen Männer, daß sie, ins deutsche Heer eingereiht, von dieser Deportation verschont blieben.

Was fanden die heimgekehrten (Fortsetzung auf Seite 4)



Temeschburg — Lloydzeile — bei Nacht.

Die Beziehungen Heinrich Zillihns zu den Banaler Schwaben

(Fortsetzung von Seite 3)

Verschleppten vor, als sie nach Jahren ihre Dörfer und Städte wieder betraten? Eine verwandelte Welt! In Stadt und Land! Und keine Bauern mehr! Jeder war enteignet und fristete sein Dasein in Kolcho-sen oder bei irgendeiner anderen Arbeitsstelle, die über ihn bestimmte. Als es den Machthabern später einmal nötig schien, verfrachteten sie die Bevölkerung der Dörfer des Banater Grenzstrichs in die Baragan-Steppe und schütteten sie dort irgendwo ins Gras aus, wie man Ackererde aus Schubkarren kippt. Wahrhaftig, selbst dort, ohne Hilfsmittel, bewährte sich der ackererdhafte schwäbische Kolonistengeist. Aber was bedeutete das? Hütten erstanden, Acker ergrün-ten, doch ein gesundes echtes Bau-erntum, ob in der Steppe, ob in der Heide, ob im siebenbürgischen Bergland, ob im Bauernrum, wie wir Deutschen es verstehen und für notwendig halten, durfte sich nicht wieder regen. Das gilt bis zum heutigen Tag genauso wie die radikale Umwandlung des gesamten städtischen Daseins. Keine Fabrik, keine Werkstatt, kein Laden ge- hört einem Einzelnen mehr. Da dies auch den Madjaren und Rumänen zustieß, könnte man meinen, deut-sches Leben habe dortzulande noch Zukunft, obschon allein in kommuni-stischer Form.

Eine kulturelle Eigentümlichkeit der Deutschen, mag sie kirchlich sein, mag sie sich auf Vereine stüt-zen, mag sie die Schulen betreffen, gibt es nicht mehr. Das ist die Lage, in der sich das Deutschtum in Ru-mänien befindet — in steter Gefährdung, die ihm nicht nur von außen her droht, sondern auch da-durch, daß das Gefühl der Unfrei-heit sich im Laufe der Jahre zu einer Seelenlast anhäuft, die den Willen zur volkhafte Selbstbe-wahrung vernichtet.

Wie leicht wäre es, das selbst-verständliche Menschenrecht der Familienzusammenführung zu ver-wirklichen, wenn das wichtigste Freiheitsrecht, das auf dem west-lichen Teil der Erdkugel niemandem versagt wird, überall in Gel-tung stünde: die Freizügigkeit; dann wäre das Problem der Fa-milienzusammenführung nicht un-sere fortschwälende Pein.

Die Tragödie der auseinandergerissenen Familien

Nöte der Nächsten verlieren für zahllose Menschen an Anschaulich-keit und unmittelbarer Wucht, wenn man für sie immer wieder einen Ausdruck verwendet, der sie nicht richtig wiedergibt. Man sagt Familienzusammenführung und be-nützt das Wort gleich einer Scheide-münze und stellt sich dabei nicht vor, was es an unendlichem Leid umschließt. Mütter sind von Kin-dern gewaltsam getrennt; ich sagte es schon: mehr als 21 Jahre; die Mütter wurden alt, die Kinder sel-ber grau, und sie warten immer noch, zusammenkommen zu dür-fen. Frauen betteln um die Erlaubnis, zu ihren Männern nach Deutschland zu reisen; seit mehr als 21 Jahren bitten sie darum; als das Schicksal die Gatten auseinan-derriß, war er vielleicht ein 25-jähriger Soldat, sie ein blutjunges Wesen mit dem einjährigen Kind an der Hand, einem Säugling an der Brust; heute sind die Kinder erwachsen; sie sahen den Vater nie mit Bewußtsein; die Mutter wird kaum noch ein Kind empfangen können, selbst wenn sie den Mann demnächst endlich umschlingen darf; und wer entscheidet darüber, daß sie es darf? Ein Amt! Wer verhindert, daß die beiden sich schon vor 15 Jahren ein gemeinsa-mes Heim schufen? Wieder die Äm-ter, die grausam Menschenglück zerstören. Es ist blutentsetzt, was hinter dem Wort Familienzusam-menführung an Visionen nie wie-der ganz heilbaren Jammers auf-taucht!

Jagd auf Langmähen

Dem Rock'n'-Roll, den langen Haarmähen, der Homosexualität und „anderen Überresten des Ka-pitalismus“ hat die cubanische Re-gierung jetzt den Kampf angesagt. Zu „Schlachtfeldern“ wurden hauptsächlich die Universitäten und die Armee erklärt, wo man beson-ders unachtsam gegen „Homo-sexuelle, Schwächlinge und diese seltsamen langhaarigen Gestalten“ vorgehen will. Verteidigungsmini-ster Raul Castro erwähnte in einer Rede die Jugend, sich von den Twist- und Rock'n'-Roll-Tänzen nicht verleiten zu lassen, sondern „diese Weichlinge zu meiden“.

Nein, daß das Recht auf Fami-lienzusammenführung ein Men-schenrecht ist, bestreitet niemand, der Westen nicht, die Kommunisten ebenfalls nicht. Die Verwirklichung freilich erfolgt entsetzlich langsam. Das braucht vor uns, meine Banater Landsleute, nicht bewiesen zu wer-den. Hier sitzt kaum jemand, in dessen Sippe alle Angehörigen bei-sammen sind und nicht einige da-von durch Zwang festgehalten wer-den, wo sie nicht sein möchten, weil sie zu Kindern oder dem Gat-ten drängen, doch der Todesstrei-fen, die Stachelndrähte, die fehlende Freizügigkeit verwehrten es, Tag um Tag, Monat für Monat, mehr als zwei Jahrzehnte schon.

Es hat nichts mit Politik zu tun, nichts mit der gewiß berechtigten Sorge um das Fortbestehen un-serer deutschen Volksgruppe in der alten Heimat; es ist lediglich das einfachste Gefühl menschlicher An-teilnahme, Mitleid und Barmher-zigkeit, wenn wir unablässig die Familienzusammenführung der Deutschen aus Rumänien fordern, eine großzügig gehandhabte, die ausnahmslos jedem beschert sein soll, der sie wünscht!

Sowohl von der rumänischen wie von der westdeutschen Regierung erwarten wir Taten. Leider unter-stützt uns die große Tagespresse so gut wie gar nicht.

Die Gegner hinter der Front

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß es in der Bundesrepublik auch ein paar Gegner der Familienzu-sammenführung gibt. Aus evange-lisch-kirchenpolitischen Gründen, die sich von der nationalistischen Ideologie des Ausharrens bis zum Tod keineswegs unterscheiden, wol-len sie unsere Landsleute in der al-ten Heimat festnageln, gleichsam als Frontkämpfer in einer meines Erachtens unhaltbar gewordenen

sind wie ganz Europa Opfer des 1919 siegreich gewordenen Ungeists von Haß und nationaler Sehn-sucht.

In einer Grundsatzklärung durf-ten die Südostdeutschen vor zwei Jahren also mit Recht betonen, sie seien von jeher für Demokratie und Völkerverständigung, gegensei-tige Achtung, Duldung und Ver-ständnisbereitschaft eingetreten.

Diese Haltung erschwert uns aber nach 1945 das Einleben in West-deutschland oft. Dankbar nahmen wir die, verglichen mit dem Ver-halten anderer Staaten einzigarti-gen Unterstützungsmaßnahmen der Bundesrepublik entgegen und faßten dadurch beruflich verhält-nismäßig schnell Fuß; die seelische Verwurzelung erfolgte jedoch nur begrenzt.

Die zersetzende Tätigkeit der „Meinungsmacher“

Um es kurz anzulichten: wir Südostdeutschen empfinden hierzu-lande den durch die Niederlage und deren Nutznießer verursachten Mangel an Volksliebe und nationa-ler Selbstachtung schmerzlich. Wir spüren erregt, daß sehr breit sich äußernde, von bestimmten Cli-quen gelenkte Kräfte, denen Presse, Rundfunk und Fernsehen bereitwillig zur Verfügung stehen, sich unablässig damit beschäftigen, die natürlichen Werte, die ein Volk erhalten, ja das von Gott geschaf-fene Volk selbst, in den Augen und im Empfinden der Westdeut-schen zu zersetzen und herabzu-setzen. Was für uns selbstverständ-lich ist, daß Verräter Schurken sind, das Vaterland unantastbar blei-ben muß, der Soldatentod fürs eigene Volk zu achten sei — dies und sonstige Wahrheiten zu schmä-hen, gehört geradezu zum Gesetz vieler, die über die Mittel der Mas-senbeeinflussung verfügen und da-

Tracht von Johannsfeld, rum. Banat, im Jahre 1938. Wir sehen Lm. Bach mit seiner Cou-sine.



mit andere Ansichten unterdrük-ken, totschweigen oder verleumden. Uns Ostdeutsche mögen sie nicht. Auch die Tabus, die überall aufge-richtet sind und fast diktatorisch anweisen, wie man bestimmte Ge-schehnisse der deutschen Geschichte anzusehen, zu beurteilen und mo-ralisch zu werten habe, widerspre-chen unserer Art genauso wie De-nunzierung und Verleumdung als nun schon 20 Jahre täglich frisch geölte Motoren des politischen Ge-schäftsbetriebes oder wie die natio-nale Würdelosigkeit und die Hyste-rie der Schuldbekennung, die oft freilich wieder nur dem Geschäft der Meinungsmacht dient.

Als bewußt in sich geschlossene Stämme werden wir Südostdeut-schen uns im Westen nur etwa zwei Generationen lang erhalten, auch wenn alle unsere Angehörigen, die fast ausnahmslos herwandern möchten, bei uns hausen. Nun, das gehört zur Zukunft! Wir müssen jedoch zum Wohl des ganzen deut-schen Volkes gerade heute frucht-bar werden, indem wir Widerstand leisten, jeder an seinem Platz, ge-gen die Tendenzen der Zersetzung, die so gar nicht vereinbar sind mit seiner unvergleichlichen, sich gegen-wärtig leider meist nur wirt-schaftlich bezeugenden Lebenskraft. Halten wir daran innerlich fest, was bei uns natürlich war: an An-stand, Ehre, Liebe und Opferbe-reitschaft für die eigene Gemein-schaft, so leisten wir einen beschei-denen Beitrag zu Deutschlands Ge-sundung. Es wäre ein Dank für reich empfangene soziale Hilfe!

Wir lebten am Saume der abend-ländischen Kulturwelt; uns ist sie daher teurer als denen, die nicht

seit langen Generationen wie wir bedroht waren von der Ungestalt und Hemmungslosigkeit des Ostens. Wir wissen, was das Abendland ist und was es sein könnte, wenn es sich ethisch erneuerte, seine Einig-keit herstellte und seine riesigen Aufgaben mächtig anpackte. Für ein verbündetes Europa schlug un-ser Herz schon immer. Ein solches Europa entsteht nicht ohne Wie-dervereinigung unseres Volkes. Da-mit sind die Ziele müheelos erkenn-bar, die uns vorschweben müssen. Gebe uns Gott bald eine Jugend, die dafür entflammt!

Niemand von uns bildet sich ein, es könne in unserer alten Hei-mat das einstige deutsche Leben auferstehen. So sehr uns das mit Trauer erfüllt, wir haben zu be-greifen, was verloren ist. Die Ge-schichte besteht zwar in einer Folge von Unerwartetem und Uner-wartbarem. Was in ein oder zwei Jahrhunderten sein wird, kann kein Lebender prophezeien. Uns aber geziemt es, dem Tag zu ge-nügen und nach bestem Willen die Tatsachen der Gegenwart richtig einzuschätzen, vernünftige Folge-rungen daraus zu ziehen und un-seren Nächsten beizustehen.

Das heißt: wir müssen weiter-hin dafür wirken, damit sie so bald als möglich in Westdeut-schland ihre Liebsten umarmen kön-nen.

Und es heißt ferner: — lassen Sie es mich wiederholen: mitzuar-beiten, damit unser Vater- und Mutterland, damit das zerstückelte Deutschland zusammenwachse, sein inneres Wesen läutere und das Abendland zur Heimat einer Völ-kergemeinschaft werde.

„Grosskarol, ui schöni Stadt“

Pfingsttreffen der Sathmarer Schwaben in Kempten

Zum 18. Male trafen sich die in Süddeutschland verstreut lebenden Sathmarer Schwaben zu ihrem traditionellen Heimgang am Pfingst-sonntag in der Metropole des All-gäus. Sie kamen aus dem Raume Ravensburg, Biberach, Göppingen, Stuttgart, München, Sonthofen und Kempten. Wie jedes Jahr, so wa-ren auch diesmal die „Allgäuer“ am stärksten vertreten. Eingeleitet wurde das Wiedersehensfest mit einem Gottesdienst. H. H. Pfr. Brendli stellte die Macht der Liebe in der Mittelpunkt seiner Predigt. Gott hat die Welt und die Men-schen aus Liebe erschaffen, deshalb sollte bei Menschen und Völkern in der Begegnung stets die Liebe Richtschnur und Wegweiser sein. Der Haß hat — wie die Geschichte beweist — immer Unheil gebracht.

Nach dem Gottesdienst versam-melten sich die Landsleute in den Stifthalen zum gemeinsamen Mit-tagessen. Mit dem Heimatlied „Grosskarol, ui schöni Stadt“ und der Begrüßung der Gäste und Landsleute wurde der Heimgang eröffnet. Bundesvorsitzender Schmied betonte in seiner Anspra-che, daß die Heimgänge nicht nur das Ziel des Wiedersehens ver-folgen, sondern Tage der Besin-nung und des Bekenntnisses zur deutschen Volks- und Schicksalsge-meinschaft sind. Sie sollen auch unsere Verbundenheit mit den noch in der Heimat lebenden Brüdern und Schwestern unter Beweis stel-len. Der Redner forderte die Lands-

leute auf, für die Wiederherstel-lung der Menschenrechte sowie für das Selbstbestimmungsrecht der Völker einzutreten. Mit Ge-nutzuung vermerkte er die Verbes-serung der deutsch-rumänischen Kontakte und gab der Hoffnung Ausdruck, daß sich das verbesserte Verhältnis auch auf die Lage der Deutschen in Rumänien, besonders aber auf die Familienzusammen-führung günstig auswirken werde.

Dr. Dr. Carl Müller aus Kre-feld-Fischeln, seit 1928 mit dem Sathmarer Deutschtum eng ver-bunden, berichtete über seine For-schungsarbeit in der Heimat, deren Ergebnisse er in dem 1932 erschie-nenen Buch „Beiträge zur Wirt-schaftsgeschichte der deutschen Siedlungen bei Sathmar in Rumä-nien“ veröffentlichte. Das erste deutsche Gebetbuch von Pfr. Ettin-ger, das Liederbuch von Prof. Mo-ser und die Wirtschaftsgeschichte haben wesentlich zum Wiederer-wachen des von der Madjarisierung arg bedrohten Inseldeutschtums bei-tragen. Zum Schluß seiner mit reichem Beifall aufgenommenen Ausführungen legte er den Lands-leuten nahe, die Beziehungen zu den Brüdern und Schwestern in der Heimat und in Amerika auch in der Zukunft zu pflegen und den Gemeinschaftsgeist lebendig zu er-halten.

Der am Kommen verhinderte Bundesminister Dr. Bruno Heck sandte an die in Kempten versam-melten Sathmarer Schwaben ein

Grußtelegramm, in dem es u. a. heißt: „Gleichzeitig danke ich Ih-rer Landsmannschaft für die aktive Mitarbeit an den politischen Auf-gaben, die gegenwärtig in unse-rem Vaterland anstehen. Die Landsmannschaft der Sathmarer Schwaben hat bewiesen, daß man zwar die Heimat der Väter ver-lieren kann, ihr geistiges Erbe aber unvergänglich ist, so lange man sich ihm verpflichtet fühlt.“

Stefan Schmied

Fünf Millionen Deutsche in den USA

Einem offiziellen Bericht für das Jahr 1964 zufolge, leben in den Vereinigten Staaten noch immer 5,1/2 Millionen Menschen, die aus Deutschland stammen, etwa genau soviel wie Juden und Italiener. Außerdem gibt es hier 1,1 Millio-nen Österreicher, 850 000 Ungarn und 250 000 Rumänen. In den Staa-ten New York und Illinois leben je 750 000 Deutsche, in Wisconsin 500 000, in Californien 400 000, in Michigan sowie in New Jersey, Ohio und Pennsylvania je 300 000, in Iowa 160 000, in Montana und Texas je 150 000, in Nebraska 125 000, in Florida sowie in Indiana und in dem Staate Washington je 100 000, in Connecticut und Kansas je 75 000 usw. bis zur kleinsten Gruppe von 1000 in Hawaii.